

Die Entwicklung der Gärtnerstadt – Chancen durch die Landesgartenschau

Vortrag für den Förderverein LGS

im Brennerstübla der Mahrsbrauerei in der Wunderburg

17.6.2008

(Text des Diavortrags)

Meine Damen und Herren,

schon jetzt hat die Landesgartenschau etwas Gutes für die Gärtnerstadt bewirkt: es haben sich schon lange nicht mehr so viele Menschen mit dem Thema beschäftigt – reden darüber, schreiben darüber, denken darüber nach, wie die Zukunft der Gärtnerstadt aussehen kann. So etwas kann der Entwicklung einer Stadt oder eines Stadtteils nur gut tun. Die Landesgartenschau versteht sich ja ausdrücklich auch als Motor der Stadtentwicklung und der Förderverein Landesgartenschau leistet dazu einen wichtigen Beitrag – kein Wunder, wenn der Vorsitzende des Vereins der ehem. Chef des Stadtplanungsamtes ist.

Doch wer für die Zukunft planen will, tut gut daran, sich zunächst mal schlau zu machen über das, was schon da ist, über das, was in der Vergangenheit gewachsen ist und über die Kräfte, die das Gewordene entwickelt.

Das gilt natürlich in besonderem Maß in einer Stadt wie Bamberg, in der die Geschichte so verdichtet vorhanden ist. Weite Teile des „Gewordenen“ sind zudem per Gesetz (Denkmalschutzgesetz) geschützt und zudem durch den Weltkulturerbe-Titel als etwas Einmaliges und für die Kulturgeschichte der gesamten Menschheit Unverzichtbares ausgezeichnet. Explizit genannt wurde in der Begründung für die Verleihung des Titels die Gärtnerstadt, die deshalb in ihrer Form, ihrem Erscheinungsbild und soweit möglich in ihren Funktionen unbedingt zu erhalten ist.

Wie ist dieser Stadtteil Bambergs, den wir heute „Gärtnerstadt“ nennen, entstanden? Der Ausgangspunkt war eine kleine Siedlung östlich des rechten Regnitzarms. Sie hieß „*Tiurstat*“, was vielleicht „Stadt der Thüringer“ bedeutete. Im 5. bis 7. Jahrhundert lebten nämlich in der Region Bamberg auch Angehörige des germanischen Stamms der Thüringer. „Tiurstadt“ wurde zu „Theuerstadt“. Dieser Name bezeichnet heute nur noch den Platz vor der Gankolfskirche. Doch anfangs war es der Name einer eigenständigen, von Bamberg unabhängigen Siedlung.

Wie diese Siedlung am Ende des Mittelalters ausgesehen hat, kann man deutlich auf dem Zweidlerplan erkennen und das Luftbild zeigt, dass sich im Bereich der Unteren Gärtnererei die Strukturen, die Straßenverläufe und die Lage der Grundstücke, nicht grundlegend verändert

haben. Neu (im Luftbild zu erkennen) ist die Anlage der Luitpoldstraße.

Bisher hat man immer angenommen, dass zuerst das Stift St. Gangolf da war, gegründet 1058, und dann außen herum eine Siedlung wuchs. Doch jetzt gibt es Anzeichen dafür, dass zuerst die Siedlung da war, schon vor der Bistumsgründung, d.h. vor dem Jahr 1000 und dass man deswegen das Stift St. Gangolf hierher setzte, als geistliche Institution am Rand einer vorhandenen Siedlung.

Die Theuerstadt entstand an einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt. Sie alle wissen, dass die jetzige Hallstadterstr, Königsstraße, Steinweg, Nürnberger Straße die Fortführung einer uralten Handelsstraße sind. Früher hieß diese Straße nördlich außerhalb der Theuerstadt „Hallstadter Straße“, innerhalb der Theuerstadt „Steinweg“ und in der südlichen Vorstadt der Theuerstadt, dort wo sie heute „Nürnberger Straße“ heißt, hatte sie den Namen „Hundsühnl“. Diese alte Handelsstraße, die aus Norddeutschland, aus Lübeck, kam und nach Süden, nach Regensburg, weiterführte, hatte im Bamberger Talkessel einen wichtigen Abzweig, der zur Burg auf dem Domberg führte. Er lag an der Stelle der heutigen Kettenbrücke. Und in der Nähe dieses Brückenkopfes hat man bei den Ausgrabungen im Deutschen Haus Reste von Gebäuden aus 1200 Jahren gefunden. Im 9. Jahrhundert stand an der Stelle des „Deutschen Hauses“ bereits ein großes Fachwerkhaus und schon im 11. Jahrhundert ein imposantes Steinhaus, in dem teuerste Importkeramik aus dem Rheinland ausgegraben wurde. Ein Steinhaus war für das 11. Jahrhundert etwas absolut Ungewöhnliches. Das bedeutet, dass in diesem Haus ein mächtiger und reicher Mann residiert haben muss, der, so darf man vermuten, den Flussübergang beschützte und kontrollierte.

Auch die frühesten erhaltenen Urkunden sprechen eine deutliche Sprache für eine nun schon städtische Siedlung Theuerstadt. Aus keinem anderen Bereich Bambergs haben wir so viele frühe Besitzurkunden, Verkaufsprotokolle usw. wie aus der Theuerstadt. Und in einer Urkunde von 1144 (also sehr früh) haben wir den Beweis, dass man damals die Theuerstadt als etwas von Bamberg Getrenntes empfand: unter den Zeugen der Urkunde werden ein Pillunc von Memmelsdorf, ein Brunward von Bamberg und Pero und sein Bruder Erchenbert von Tiurstat genannt.

Es waren zunächst Bürgerfamilien, die entlang der großen Handelsstraße, am Steinweg, wohnten und auch mit der Straße ihr Geld verdienten – als Schmiede, Fernhändler, Gastwirte - und die mit den großen Bürgerfamilien in Bamberg verwandt waren. Wie groß im Vergleich zu den beiden anderen Bereichen Bambergs, dem Domberg und der Inselstadt, die Theuerstadt um 1600 war, sieht man auf diesen beiden Fotos.

Die Theuerstadt war entlang der Straßen durch Tore geschützt – das erste stand etwa vor der

heutigen Ottokirche. Dort endete auch der Spiegelgraben, der vielleicht zu einer Befestigung gehörte. Auf der Böhmerwiese ist er als Vertiefung noch genau nachzuvollziehen.

Das innere Siechentor stand genau dort, wo die Untere Königstraße aufhört und die Siechenstraße anfängt, (das Haus Untere Königstr. 48 springt bis heute etwas in die Straße vor und zeigt so auch jetzt noch die Torsituation an)

Das südlichste Tor stand bei St. Gangolf, dort wo dann bis etwa 1930 das Riegeltor stand.

Hinter den Grundstücken des Steinwegs Richtung Osten wurde der Hauptmoorwald immer weiter gerodet und die Flächen in Ackerland umgewandelt. Das war gar nicht einfach, denn der Boden im Bamberger Talkessel war sandig und feucht, und man musste zunächst ein umfangreiches Grabensystem zur Be- und Entwässerung bauen, um den Boden zur Bebauung vorzubereiten. Hier sieht man den Bach, der durch die Memmelsdorferstraße floss, dessen kerzengerader Verlauf zeigt, dass er künstlich angelegt wurde. Er mündete in einen kleinen Teich, der an der Stelle der großen Kreuzung vor der Ottokirche lag.

Im Süden entwässerte man über einen Bach in der heutigen Kunigundenruhstr., die damals die Lausing hieß, wie auf Katasterplan von 1825, wo auch noch der Lausingweiher vorhanden ist, dort, wo jetzt das Atrium steht. 1887 wurde er trockengelegt.

Das notwendige Geld für die Rodung des Hauptmoorwaldes, der ursprünglich bis fast zur Regnitz reichte, und zum Urbarmachen des Landes investierten reiche Bürgerfamilien aus Theuerstadt und aus Bamberg. Ihre Namen haben sich teilweise bis heute in Flur- oder Straßennamen erhalten: Zollnerstraße, Kammermeisterfelder, Tocklergasse. Daneben beteiligten sich vor allem das Stift St. Gangolf und das Katharinenspital.

Das Katharinenspital besaß dort schließlich so viel Land, dass es dafür einen eigenen Wirtschaftshof anlegte, von dem aus die Felder verwaltet und bearbeitet wurden, den Katharinenhof. Das Ganze scheint ein so gutes Geschäft gewesen zu sein und deshalb so überhand genommen zu haben, dass 1328 schließlich die ersten „Umweltschützer“ auf den Plan traten: der Bischof musste dem Domkapitel schwören, im „*Hauts Moor bei Teurstat*“ keine neuen Rodungen mehr zuzulassen. Für die Arbeit holte man Bauernfamilien aus dem Umland, und sie siedelten sich im Gebiet hinter dem Steinweg an. Sie betrieben zunächst wahrscheinlich ganz normale Landwirtschaft.

Aber dann kam in der Mitte des 14. Jahrhunderts etwas Neues hinzu, etwas, das es so noch nicht gab: Gartenfelder, so werden sie in den Urkunden genannt, also keine Blumengärtlein, sondern Felder mit einer besonderen Nutzung, eben für die Freilandgärtnerei. 1368 wird der erste Gärtner, Fritz Pleinser genannt, 1416 erstmals ein Keimgarten, 1426 ein Pflanzgarten. Damit scheinen die Theuerstädter eine Marktlücke entdeckt zu haben, denn das Gewerbe ex-

pandiert, die Zahl der Gärtner nimmt rapide zu: um 1400 können etwa 30 Gärtnerfamilien gezählt werden. 50 Jahre später sind es schon über 70.

Keine Beschreibung von Bamberg kommt von da an ohne das Hohelied der Gärtnerei aus. Der Bamberger Domherr Albrecht von Eyb schildert um 1450 enthusiastisch Acker- und Weinbau, Obstthaine mit Quitten, Äpfeln und Birnen, Melonen und Pfeben, Gärten mit Kräutern und Blumen. Kein Besucher von Bamberg schreibt etwas über die Stadt, ohne die Gärtnerei in den höchsten Tönen zu loben, so z.B. kurz nach 1500 der Chronist Johannes Boemus: „Keine Landschaft Deutschlands erzeugt mehr und größere Zwiebeln, keine größere Rüben und Kohlköpfe. Die Süßwurzel wird im Bamberger Land in solcher Menge ausgegraben, dass man hochgetürmte Wagen damit beladen sieht.“ Das Süßholz wurde über Jahrhunderte zum Exportschlager Bambergs.

Wie die Gärtner damals wohnten, kann man auf dem Zweidlerplan ganz gut erkennen, vor allem, da einige dieser Häuser bis heute erhalten sind. Damals standen die Häuser noch frei in den Feldern und unterschieden sich nicht von den Bauernhäusern und -höfen des Umlandes. Eindeutig auf dem Zweidlerplan zu erkennen ist das Anwesen Tocklergasse 1. Es steht genau an der Kreuzung von Mittelstraße und Tocklergasse und deswegen kann gar kein Zweifel daran bestehen, um welches Haus es sich handelt. Die Scheune, die einst längs der Tocklergasse stand, fehlt heute.

Noch älter sind zwei Häuser, die auch auf Zweidlerplan zu sehen sind, wenn auch nicht so eindeutig, Egelseestr. 43 und Mittelstr. 72. Beide haben wie durch ein Wunder den verheerenden Dreißigjährigen Krieg (der gerade die Gärtner besonders betroffen hat) und alle weiteren Kriege überlebt und stammen noch aus dem 15. Jahrhundert. Das erkennt man von außen an dem auf der Giebelseite heruntergezogenen Halbwalmdach. Eines der typischen Gehöfte in unserer Gegend war damals der sog. Zweiseit- oder Hakenhof mit dem giebelseitigen Haus zur Straße, unter dem gleichen Dach rückwärts anschließend der Stall und daran im rechten Winkel die Scheune mit Durchfahrt zum Hausgarten.

Auch die Mittelstr. 72 ist ein solches Hakengehöft, nur konnte ich es leider nicht fotografieren wegen des massiven neuen Tores. Es steht bereits mit der Traufseite zur Straße. Diese Drehung der Häuser betraf nicht nur die Gärtnerhäuser, sondern alle Städte Süddeutschlands insgesamt im 16. Jahrhundert. Aus Feuerschutzgründen wurde damals in den enggebauten und ständig von Feuer bedrohten Städten angeordnet, dass Häuser, die neugebaut wurden, traufseitig zur Straße stehen müssten.

D.h. dort, wo noch Häuser mit dem Giebel zur Straße stehen, sind sie, jedenfalls im Kern, älter als diese Verordnung. Tocklergasse 8 war eines dieser Häuser und deshalb tut sein Ver-

lust besonders weh. Nur wenn man solche Sachen weiß, bekommen manche Erscheinungen ihre besondere Bedeutung, denn sie erzählen Geschichten, von denen wir sonst nichts wissen. Wenn die Häuser verschwunden sind, die von außen ganz normal und unscheinbar aussehen, manchmal sogar hässlich, ist auch ihre Geschichte verschwunden und damit ein Mosaikstein des Bildes von uns selbst. Ob etwas ein Denkmal ist, hat nichts damit zu tun, ob es schön oder hässlich ist, sondern ob es eine Geschichte erzählt. Es heißt nicht „Schönmal“, sondern Denkmal, weil es etwas mit unserem Gedächtnis zu tun hat, mit dem, was wir von unseren Vorfahren, von unserer Stadt und ihrem Wesen wissen.

Aber natürlich empfinden wir es als hässlich, dass gerade die beiden ältesten Bamberger Gärtnerhäuser durch die Brutalarchitektur der 60er Jahre so schrecklich beeinträchtigt werden und daran sieht man, wie wichtig der Paragraph im Denkmalschutzgesetz ist, der auch das Bauen in der Nähe eines Denkmals erlaubnispflichtig macht.

In den folgenden Jahrhunderten änderte sich das Bamberger Gärtnerhaus nicht grundsätzlich. Es blieb das typische fränkische Wohnstallhaus, auch wenn es sich im 18. Jahrhundert öfters mit Zierfachwerk schön machte oder mal mit einer Schleppegaube versah.

Doch im 18. Jahrhundert änderte sich das Erscheinungsbild. Aktueller Anlass war der 7jährige Krieg, in dem die Preußen viele Gärtnerhäuser niederbrannten. Anschließend plante die fürstbischöfliche Regierung einen einheitlichen Wiederaufbau mit Häusern, die zu den langen Straßenzeilen zusammengeschlossen waren, die wir heute als das typische Bild im Gärtnergebiet kennen.

Das machte eine Veränderung der Bauweise nötig. Da das Haus die ganze Grundstücksbreite einnimmt, braucht man eine Durchfahrt, um zu den dahinter liegenden Feldern und Gärten zu gelangen. Ganz typisch für das Bamberger Gärtnerhaus ist also das breite Holztor, meist mit einer Fußgängertür, damit man nicht bei jedem Betreten das schwere große Tor aufmachen musste.

Dahinter liegen die tiefen langen Grundstücke mit dem Hof, der Remise und der Scheune. Die Wohnfläche war klein, 50-60 qm. Da die Menschen sich überwiegend im Freien aufhielten, war das Bedürfnis nach Wohnraum nicht so ausgeprägt wie heute. Außerdem waren sie überwiegend sehr arm.

Die Scheunen sahen über Jahrhunderte hinweg gleich aus, seit sie nicht mehr mit Stroh gedeckt wurden, wie hier in der Mittelstraße, wo man auch noch ein Stück der Sandsteinmauer sieht, die zwischen den Grundstücken errichtet wurden und ganz entscheidend zum Kleinklima der inneren Gärtnerflächen beitrugen.

Auch wenn der Grundtypus des Gärtnerhauses sich gleich blieb, ist natürlich jedes ein Indivi-

duum. Mal hat man es in der Barockzeit mit ein bisschen Architekturschmuck herausgeputzt, mal mit einem Kniestock erhöht.

Trotzdem kann man auch umgebaute Gärtnerhäuser ganz deutlich von den Mietshäusern des 19. und erst recht natürlich von denen des 20. Jahrhunderts unterscheiden.

In dieser Zeit wurde die Theuerstadt, abgesehen von ihrem innersten Kerngebiet, grundlegend verändert. Kein Stadtteil Bambergs hat solch weitgehende Veränderungen erfahren wie die Außenbereiche der Theuerstadt. Die Ursachen sind bekannt: die Eisenbahn, der Bau großer militärischer Anlagen und die Errichtung neuer Stadtviertel, alles auf Gärtnerland.

Auch in den zentralen Bereichen des Gärtnergebietes sind die Veränderungen gewaltig. Wenn nicht die Gärtnerflächen wären, man könnte kaum noch erkennen, wo man denn ist. Einer der Gründe ist der fundamentale Wandel, der die gesamte europäische Landwirtschaft betraf.

Damit nahm auch die Zahl der Bamberger Gärtner immer mehr ab.

Und damit sind wir in der Gegenwart angelangt und bei den heutigen Problemen der Gärtnerstadt. Und bei der Frage, welche Chancen denn die Landesgartenschau für die Gärtnerstadt bieten könnte. Herr Hohmut wollte unbedingt, dass ich dazu ein paar Worte verliere, obwohl ich mich nur für die Darstellung der Geschichte kompetent fühle. Ich bin in den Prozess der Landesgartenschau nur ganz am Rand eingebunden und kann deshalb hier nur meine privaten Überlegungen präsentieren.

Das fängt schon mit der Unsicherheit an, was wir denn eigentlich unter der „Gärtnerstadt“ verstehen: das gesamte Gebiet zwischen Friedhof und Wunderburg, Bahngleis und Regnitz oder nur die Gärtnerfelder oder gar nur die Anwesen, in denen noch praktizierende Gärtner leben? Um welche Flächen geht es dabei denn überhaupt, wie groß sind sie, wie werden sie genutzt? Und wo liegen eigentlich die Probleme, wie sehen sie ganz konkret aus?

Hier sehe ich die Chance Nr. 1 durch die Landesgartenschau : Mit ihrer Hilfe wird ein Büro diese Fragen untersuchen und damit eine tragfähige Unterlage für weitere Überlegungen schaffen (und dabei hoffentlich auch die vielen unterschiedlichen Untersuchungen und Befragungen und Aktionen, die zum Thema „Gärtner und Gärtnerstadt“ schon initiiert wurden, bündeln und auswerten).

Parallel dazu laufen ja heuer noch die Workshops, die die Landesgartenschau veranstaltet. Und hier sehe ich die Chance Nr. 2: in diesen Workshops können sich die Bewohner der Gärtnerstadt (ich bleib jetzt, mangels genauerer Definition mal bei diesem Begriff) treffen, miteinander diskutieren und ihre Wünsche oder Sorgen äußern. Jetzt wird mancher sagen: dazu braucht es doch keine Landesgartenschau, das kann man doch auch so. Kann man schon, aber man macht es halt nicht. Irgendjemand muss so was organisieren und vor allem die Er-

gebnisse schriftlich festhalten, damit sie – gefiltert und verdichtet – in die Planungen eingehen können. Und das sei an dieser Stelle ausdrücklich betont: nach Auskunft der Landesgartenschau-Verantwortlichen bilden die Ergebnisse der Workshops tatsächlich die Grundlage der Planungen. Konkrete Pläne wurden bisher nicht gefasst. Es ist wichtig, das zu betonen, denn es laufen schon die wildesten Gerüchte um und haben viel Schaden angerichtet. Aber eines muss klar sein: wer sich jetzt mit seinen Wünschen und Plänen nicht einbringt, hat die Gelegenheit dazu nicht so schnell wieder; wer sich jetzt nicht beteiligt, darf sich hinterher nicht beklagen.

Aber allein die Diskussion selbst ist schon ein Gewinn, denn dadurch wird vielleicht etwas angestoßen, was ich als Chance Nr. 3 der Landesgartenschau sehe, nämlich die Chance für die Betroffenen, ein Bewusstsein zu entwickeln oder zu verstärken für die Werte und Potentiale, die in der Gärtnerstadt stecken. Und ein Gespür dafür, was man daraus machen kann.

Um zu zeigen, wie so etwas funktionieren kann, will ich ein Beispiel aus einer ganz anderen Region wählen, denn bei Dingen, die weit von einem weg passieren, bekommt man leichter den Überblick als im eigenen Nahbereich. Es handelt sich in meiner Geschichte um einen Landstrich in der Nähe von Arezzo in der Toskana, der ziemlich bergig und wild ist. Einer nach dem anderen verließen dort die Bauern ihre Höfe, weil sie mit der herkömmlichen Wirtschaftsweise finanziell nicht mehr über die Runden kamen. 1978 kaufte ein junges Paar, Piero und Guiliana, die eigentlich in der Mailänder Modebranche zu Hause waren, eines dieser Landhäuser, richtete es her, pflegte die wenigen ums Haus liegenden Olivenbäume und richtete den kleinen Weinberg wieder her. Kurz darauf lief ihnen eine von ihrem Besitzer verlassene Schafherde zu, die ihnen Käse und Dünger lieferte, dann kauften sie ein zweites verlassenes, aus dem Mittelalter stammendes Haus, richteten es als Ferienhaus her und begannen, ihre Produkte im Versandhandel anzubieten. Das Ungewöhnliche daran ist: sie machen nicht nur eine ganz eigenwillige, unglaublich liebevolle Werbung mit handgeschriebenen Katalogen, in denen auch alle Familienereignisse und alle Mitarbeiter mit Fotos vorgestellt werden, sie bieten auch ganz besondere, rein biologisch angebaute Produkte an – Öl, Wein, Käse, Nudeln – und sie haben ihre Häuser, inzwischen sind es 19, denkmalpflegerisch phantastisch hergerichtet, mit allem modernen Komfort, aber unter Bewahrung des gesamten Charmes des alten Hauses. In der Küche steht der alte Spülstein neben der modernen Edelstahlspüle und in das hohe Bett muss man immer noch mit einer Stufe steigen. Mit diesen sanften Methoden sind die Beiden und ihre drei Söhne inzwischen zum größten Arbeitgeber der Gegend geworden, ihre Ferienhäuser muss man Jahre in voraus buchen und ihr Versandhandel boomt.

Was will ich mit dieser Geschichte, die man natürlich so nicht auf Bamberg übertragen kann,

zeigen? Dass es darauf ankommt, was man aus vorhandenen Potentialen macht und wie, dass man dabei neue Wege gehen muss, aber auf der Grundlage des „guten Alten“, dass gerade das die besondere Chance ist, wenn man diesen Schatz erkennt und richtig nutzt.

Viele Gärtner sagen seit langem, die Gärtnerei habe keine Zukunft. Doch muss das wirklich so weiter gehen? Auch die Bauern in der Gegend von Arezzo sahen für sich keine Zukunft mehr. Piero und Guiliana haben sozusagen nur das aufgelesen, womit andere nichts mehr anfangen konnten, und sie hatten damit Erfolg, weil sie erkannten, welche Potentiale in den alten Häusern, den traditionellen Anbaumethoden und dem Wissen der Menschen vor Ort steckten. Und sie gingen damit neue Wege wie den Versandhandel und ihre besondere Art der Werbung.

Wie könnten ein paar der neuen Wege für die Gärtnerstadt aussehen? Ich will hier nur ein paar ganz kurze Hinweise geben, denn dazu haben sich schon ganz Andere viel kompetenter als ich geäußert und viel mehr dafür getan. Aber ich will mir auch nicht den Vorwurf einhandeln, ganz unkonkret geblieben zu sein. Also trau ich mich halt mal.

Entscheidend dabei – und auch das zeigt die Geschichte von Piero und Guiliana – ist aber nicht nur, was man macht, sondern vor allem, wie man es macht: sorgfältig, kompetent und mit großer Zuwendung. So wie ein guter Gärtner mit wertvollem Pflanzgut umgeht, in gründlich vorbereitetem Boden und mit viel Geduld. Nur dann entsteht die Qualität, die dem Weltkulturerbe Bamberg und seiner Gärtnerstadt zusteht und sie über das Übliche hervorhebt und attraktiv macht.

Einer der neuen Wege könnte der Tourismus sein. Im Zeichen des Klimawandels und steigender Energiepreise wird Deutschland als Reiseziel immer beliebter. Aber Gott sei Dank eignet sich die Gärtnerstadt nicht für den Massentourismus; dazu hat sie einfach zu wenig Spektakuläres zu bieten. Es wird hier kein Disneyland, keine Schwebebahn quer über die Gärtnerflächen und keine Busgroßparkplätze geben. Aber das Zeug für einen sanften individuellen Tourismus, einen Geheimtipptourismus sozusagen, das hat sie schon. Das liegt einmal an dem hohen Wohlfühlwert, den das Wohnen in den Gärtnervierteln haben kann, z.B. in einem entsprechend hergerichteten alten Gärtnerhaus, mit der „Natur“ der Gärtnerfelder hinten und der phantastischen Altstadt von Bamberg vorn.

Dazu nur ein paar Stichpunkte für mögliche Marktnischen: man könnte an so etwas Ähnliches denken wie „Ferien auf dem Bauernhof“, „Ferien in der Gärtnerei“ also, an einen weiteren Ausbau von Ferienwohnungen, an einen „Gärtnererlebnispfad“, so ähnlich wie der „Flusserlebnispfad“ am linken Regnitzarm, mit Tafeln, die über das Leben und die Geschichte der Gärtnerei informieren, an geführte Touren, wie sie ja auch schon angeboten werden, an Kut-

schenfahrten.

Ein zweites dickes Pfund, mit dem man hier wuchern kann, ist das Bamberger Gemüse, das man allerdings anders als bisher vermarkten müsste, exklusiver, liebevoller und gemeinschaftlicher. Auch dazu haben sich ja viele Leute schon Gedanken gemacht und die ersten konkreten Schritte eingeleitet. Stichwort Regionalvermarktung oder der neue Führer zu den Hofverkaufsstellen, den die Landesgartenschau letzte Woche im FT vorgestellt hat.

Auch wenn die ersten Schritte dazu überdurchschnittlich mühsam sind – vielleicht gelingt es den Anstößen durch die Landesgartenschau und dem gemeinsamen Nachdenken darüber ja doch, das Bewusstsein vom Wert des guten, in der Gärtnerstadt überlieferten und gespeicherten Alten für neue Wege zu nutzen. Die Gärtnerstadt ist ein wenig wie das wunderschöne Dornröschen. Die Landesgartenschau könnte der Prinz sein, der sie wach küsst. Dornröschen müsste allerdings bereit sein, sich küssen zu lassen, und es muss sich ein bisschen anstrengen, dass es den Prinzen nicht verpasst, denn die nächsten 100 Jahre kommt vielleicht kein anderer Prinz mehr vorbei.

Doch wenn man sich die Geschichte der Gärtnerstadt anschaut, stellt man fest, dass sich ihre Bewohner immer und immer wieder den gegebenen Situationen angepasst und sie gemeistert haben, und das Potential des Quartiers ist so groß, dass Hoffnung nicht unvernünftig erscheint.

Wie Carmen Dechant, als ich neulich mit ihr telefonierte, gesagt hat: „Und wenn ich auch abends noch so fertig bin von der harten Arbeit, wenn dann Besucher mir begeistert erzählen, wie’s ihnen bei uns gefällt und wenn ich dann über die Felder zum Dom schau, dann weiß ich wieder: ich hab den schönsten Arbeitsplatz der Welt.“

Ich bedanke mich bei ihr und bei allen, die mir bei diesem Vortrag geholfen haben: Frau Leumer, Frau Böhmer, Frau Jaden, Herrn Lang, Herrn Schäfer und Herrn Gunzelmann. Und Ihnen allen danke ich für Ihre Bereitschaft, mir zuzuhören.